

ROLAND ZEGG, VERWALTUNGSRAT BERGBAHNEN DESTINATION GSTAAD, IM INTERVIEW

«Eine Zeit lang war ich im Saanenland ein ...»

GSTAAD Roland Zegg hat als Berater die Richtung der Bergbahnsanierung 2015 massgeblich vorgegeben. Damals waren seine Vorschläge und seine Person höchst umstritten. Inzwischen ist die Sanierung vollzogen, die Bergbahnen stehen auf gesunden Beinen und Zegg geht. Ein Einblick in turbulente Zeiten und ihr Resultat.

BLANCA BURRI

Herr Zegg, zum Aufwärmen gibt es ein paar ungewöhnliche Fragen: Muggestutz oder Saani?

Die Bilderbuch- und Themenwegfigur Muggestutz vom Hasliberg ist mir bekannt, aber was ist Saani?

Eine Geiss, die Familien schon bald auf das kindergerechte Angebot im Saanenland aufmerksam macht.

Ich weiss, was Sie hören möchten (lacht). Ich sage aber Muggestutz, weil die Geschichte und die Erlebniswege sehr gut gemacht sind und dadurch als Vorbild für andere Regionen dienen können.

Capuns oder Steak vom reinen Simmentaler Fleckvieh?

Ich finde die Simmentaler sehr schön. Mir tut die arme Kuh leid, wenn man sie zum Essen schlachten muss.

Nun aber eine ernsthafte Frage zum Thema Bergbahnsanierung. Sie und ihr Team haben das Sanierungskonzept ausgearbeitet und Ihre Weggenossen ist sie 2016 tatsächlich gelungen. Macht Sie das stolz?

Ja. Das ist für mich eine grosse Befriedigung und zwar, weil es ein sehr schwieriges und komplexes Projekt war. Darauf dürfen alle Beteiligten stolz sein. Der Sanierungsplan wurde bis

«In meiner 33-jährigen Laufbahn ist die Sanierung in Gstaad das Meisterstück.»

heute von der Geschäftsleitung und dem Verwaltungsrat im Wortlaut umgesetzt. Wie die Bahn heute daherkommt, der finanzielle Erfolg und die positive Wahrnehmung in der Bevölkerung zeigen, was man machen kann, wenn ein stimmiges Konzept konsequent umge-

setzt wird. In meiner 33-jährigen Laufbahn ist die Sanierung in Gstaad das Meisterstück.

Wie konnte es gelingen?

Viele Leute haben mitgearbeitet. Viele mussten «Ja» sagen. Gläubiger haben Geld verloren, so auch die Gemeinden und viele Investoren haben grosse Beträge gesprochen. Aber alles, was wir versprochen haben, ist nun eingetroffen, weshalb ich mich in der Gegend mit bestem Gewissen überall zeigen kann.

Was waren die drei zentralen Punkte in der Sanierung?

Zuerst die neuen Privataktionäre: Ich war immer der Überzeugung, dass wir mit einer stimmigen Lösung gute Privataktionäre gewinnen können. Zweitens waren die Bereitschaft und die Solidarität der Gemeinden enorm. Allen voran hat die Gemeinde Saanen das Projekt unterstützt und uns immer den Rücken gestärkt. Drittens ist es uns gelungen, 400 Landeigentümer zu überzeugen, freiwillig während 5 Jahren auf 40 Prozent der Landentschädigungen zu verzichten. Dass der Solidaritätsgedanke gespielt hat und sie mitgeholfen haben, war der Schlüssel des Erfolgs, der gelingen musste, damit wir alle anderen Partner auch ins Boot holen konnten. Und ich hätte da noch einen vierten Punkt ...

Welcher Punkt war so wichtig, dass Sie ihn noch erwähnen müssen?

Ich war von Anfang an der Überzeugung, dass wir die stille Sanierung der richterlichen vorziehen müssen. Sie basiert auf dem Verhandlungsweg und kommt ohne Nachlassstundung und Konkurs aus. Obwohl dieser Punkt höchst umstritten war, ist er uns gelungen. Bei einer richterlichen Sanierung wäre alles zerschlagen worden, dann gäbe es die Bergbahnunternehmung in dieser Form heute wohl nicht mehr.

Sie sprechen von einer «stillen Sanierung», die aber ziemlich laut ausfiel. Es wurde viel diskutiert, vor allem auch über Ihre Person. Ich bin es in meiner Funktion als Bergbahnxperte und Sanierer gewohnt, dass ich angegriffen werde. Ich bin oft der Überbringer von schlechten Botschaften sowie von schmerzlichen Erkenntnissen und Fakten. Ich habe mich davor nicht gescheut. Überall, wo ich arbeite, erhalte ich solche Anfeindungen, und zwar weil es schmerzt, wenn man aufzeigt, wie drastisch und katastrophal die Situation ist. Eine Zeit lang



Roland Zegg schaut einer Zukunft mit viel selbst bestimmter Zeit entgegen.

war ich deshalb im Saanenland ein rotes Tuch.

Und doch wurden Sie nicht über die Saanenmöser geschickt. Weshalb?

Wir haben eine recht kreative Lösung gefunden. Mani Raaflaub war und ist für die einheimische Bevölkerung und insbesondere für die Landwirte eine absolute Vertrauensperson. Er stand als Verwaltungsratspräsident an der Front. Ich hatte eher die Rolle des bösen Auswärtigen im Hintergrund, der die harten betriebswirtschaftlichen Fakten lieferte. Die Verhandlungen haben wir immer gemeinsam geführt. Dieses Tandem mit der Vertrauensperson aus der Region und dem Sanierungsfachmann im Hintergrund hat gut zusammengespield. Ich habe von Anfang an daran geglaubt, dass das funktioniert. Als die Landeigentümer an Bord waren und eine Lösung für eine neue Direktion auf dem Tisch lag, kippte auch die Stimmung in der Bevölkerung ins Positive und wir konnten die

Mosaikstückchen zusammensetzen. Bis dahin war der Tonfall sehr harsch und schlimm gewesen.

Sind Sie an Ihre Grenzen gestossen?

In der Tat. Es hat sehr viel Kraft und Energie gebraucht. Meine Ferien an der Nordsee wurden zu einem Arbeitslager. Während der Sanierung habe ich 3800 Mails beantwortet. Für mich war es in der ganzen Karriere das prägendste Projekt. So umstritten, so schwierig und knorrig war es.

Was läuft Ihnen heute noch nach?

Die Gemeindeversammlung im Oktober 2014 in der Tennishalle, als darüber abgestimmt wurde, ob ich als fremder «Fötzel» überhaupt sprechen dürfe. Die Menschen stellten meine Person total infrage, kannten mich nicht und wussten nicht, dass ich im Berggebiet aufgewachsen bin und zum Beispiel Skirennfahrer war. 125 Personen haben dagegen gestimmt, dass ich das Sanierungskonzept überhaupt

vorstelle. Das war ein schmerzliches Moment.

Wie konnten Sie das verarbeiten?

Gottvertrauen und die Partnerschaft haben mir geholfen. Die unzähligen schlaflosen Nächte, die Telefonanrufe am Abend, am Wochenende, in den Ferien haben die Beziehung mit meiner Frau aber auch auf die Probe gestellt. Die positive Stimmung nach der Abstimmung beflügelte uns danach alle, wieder Vollgas zu geben.

Was verbindet Sie heute noch mit Emanuel Raaflaub?

Eine tiefe Freundschaft, die wir beim regelmässigen Skifahren pflegen. Wir waren – zusammen mit den anderen

«So umstritten, so schwierig und knorrig war es.»

BOLIVIENSPALTE – NEWS VON STEFAN GURTNER

Eine besondere Schreinerei

Wir hatten uns zusammengesetzt, um gemeinsam Ziele für die neu eingerichtete Schreinerei zu suchen, die wir dann auf Holzschilde schreiben und in der Schreinerei aufhängen wollten. Wenn die Jugendlichen verstehen, warum etwas getan werden soll und es – wie in diesem Fall – auch noch von Vorteil für sie ist, dann ist es einfacher, sie zum Mitmachen zu motivieren. An der Versammlung nahmen Margarita, Omar, Mery, Harold, Ruth, Manuel und Fernando und noch einige andere Jugendliche teil. Wie üblich hatten wir neben der Wandtafel, auf der wir alle Vorschläge zu sammeln pflegten, ein grosses Blatt Papier befestigt, das dieses Mal die Überschrift trug: «Hauptzielsetzung für die Schreinerei».

«Was werden wir in der Schreinerei herstellen?», fragte Manuel. Er war heute der Sekretär der Gruppe und musste die Vorschläge aufschreiben. «Mango stellt wieder Fragen», kicher-

te Ruth, die immer besonders schlau und vorwitzig war. «Möbel natürlich!» Manuel wurde von allen gerne «Mango» genannt, abgeleitet von «Mongolismus», heutzutage als Down Syndrom bezeichnet, weil er manchmal etwas schwer von Begriff war und seine Augen leicht hervorstanden. Die Geschichte von Manuel unterschied sich nicht im Wesentlichen von anderen Kindern und Jugendlichen von Tres Soles. Seine Eltern waren Alkoholiker. Der Vater beging vor seinen eigenen Kindern Selbstmord. Die fünf Kinder wurden in verschiedenen Heimen untergebracht. Manuel landete bei einem Ehepaar, das Kinder nur aufnahm, um bei internationalen Organisationen Geld zu beantragen, um sich selbst zu bereichern in Form von schnellen Autos oder durch den Erwerb von Häusern. Als ihre Machenschaften aufflogen, wurde das «Heim» geschlossen und Manuel kam zu uns.

«Ruth!», warf ich protestierend ein. Sie senkte den Kopf, denn sie wusste genau, dass ich es nicht gern hatte, wenn sie sich gegenseitig mit solch verletzenden und diskriminierenden Namen ansprachen. An dieser Stelle muss ich jedoch wieder einmal betonen, dass in Bolivien das Verpassen eines Spitznamens, der oft den Kern trifft, ob im Positiven oder Negativen, weit verbreitet ist. «Also, die Frage lautet: «Welche Art Möbel werden wir herstellen? Das war es doch, was Manuel meinte!» «Ich denke, jeder sollte sich ein Bett, einen Nachttisch, einen Stuhl und einen Tisch schreinern können», meinte Margarita, stets mütterlich um das Wohl der anderen besorgt. «Und weshalb?»

«Wenn man etwas selbst herstellt, gibt man auch besser acht auf seine Sachen», sagte Mery. Die Kinder und Jugendlichen von Tres Soles wussten trotz allem schon recht gut um ihre Aggressionen, die sie nicht nur den anderen

gegenüber sondern auch sich selbst gegenüber hegten, und dass sie nur allzu oft in Zerstörungswut ausarteten. Nicht selten zertrümmerte jemand den Lichtschalter mit der Faust oder kratzte mit einem Taschenmesser an der Wand im Treppenhaus entlang, während er die Treppe hochstieg, nur weil ihm gerade danach zumute war. Natürlich war der Grund für diese Aggressionen immer in ihren Lebensgeschichten zu finden, aber dulden konnten und wollten wir es dennoch nicht.

«Eigentlich müssten wir ein Haus aus Stahl und Beton bauen, einen richtigen Bunker, der Bomben und Raketen standhält», witzelte der oft besonders aggressive Fernando, der von seinem Taschengeld, das er sich in der Kartenwerkstatt erarbeitete, wegen der Schäden, die er anrichtete, häufig irgendwelche Reparaturen bezahlen musste.

«Sogar einen Bunker würdest du kaputt bekommen!», rief Fabiola hinter

«Wenn die Jugendlichen verstehen, warum etwas getan werden soll und es wie in diesem Fall auch noch von Vorteil für sie ist, dann ist es einfacher, sie zum Mitmachen zu motivieren.»

Mery versteckt hervor. «Welche Kuh hat das gerade gesagt?» Nachdem ich Fernando beschwichtigt hatte, sagte ich zu Manuel, dass er die Vorschläge auf die Wandtafel schreiben solle. «Was? Das mit dem Bunker?» «Nein, natürlich nicht, sondern dass man auf die Dingen

in rotes Tuch»



FOTO: BLANCA

Kollegen im Verwaltungsrat – auf Ge-
deih und Verderben miteinander ins
Sanierungsboot gestiegen.

Ich kann mich erinnern, dass der gesamte
Verwaltungsrat zurückgetreten war.
Genau, das war im November 2014. Da-
mals sagte Mani Raafaub: «Ich lasse
mich dafür brauchen.» Mit dieser Ein-
stellung hat er die Sanierung durchge-
zogen. Er hat es als Dienst an seiner
Gemeinde/Region gemacht. Wir hatten
gegenseitiges Vertrauen. Wir sind zu-
sammen durch dick und dünn gegan-
gen. Ohne ihn wäre die Sanierung nicht
gelungen. Er hat eine integrierende Art,
zu kommunizieren. Wenn ich auf die
Verhandlungspartner Druck machen
wollte, weil uns die Zeit davonlief, sag-
te er: «Das muss zitiert.» Obwohl da-
durch der weitere Verlauf blockiert war
und wir völlig in der Schwebe standen,
liess er den Leuten Zeit zum Überlegen.
Den Zeitdruck hatten wir nicht nur we-
gen den schiefen Finanzen, sondern
auch wegen der Saanerslochbahn, de-

ren Konzession auslief und die der Le-
bensnerv der BDG ist. Mani hatte ein
sehr gutes Gespür für die Menschen
und dadurch sehr viel erreicht.

Als die Sanierung unter Dach und Fach war,
haben Sie sich ins zweite Glied zurückge-
zogen. War das ein Segen oder wären Sie
gerne mehr im Rampenlicht gestanden?
Matthias In-Albon war unter allen Be-
werbungen als Geschäftsleiter unser
Wunschkandidat. Wir haben gespürt,
dass der Verwaltungsratspräsident
Heinz Brand und er ein gutes Team bil-
den werden. Ich selbst habe im Verwal-
tungsrat meine Aufgaben als Bahn-
experte wahrgenommen und ich bin es
gewohnt, dass der Sanierer im Hinter-
grund bleibt. Die Einheimischen geben
dem Betrieb das Gesicht. So auch in
Gstaad. Man darf nicht vergessen, dass
es meist nur einen Sündenbock gibt.
Der Erfolg aber hat immer viele Väter,
das ist normal.

Sie haben gesagt, die Sanierungspläne wa-

ren ihre Bibel. Was wurde bei aller Plan-
treue noch nicht umgesetzt?

Grundsätzlich wird die Umsetzung die-
sen Sommer abgeschlossen. Was fehlt,
ist nur sehr wenig: ein Teil der Be-
schneigung steht noch aus. Ebenfalls in
der finalen Abschlussphase befindet
sich die Bereinigung der neuen Verträge
für die Landeigentümer. Danach ist
tatsächlich alles umgesetzt.

Was wurde seit der Sanierung umgesetzt?

Der Neubau der Saanerslochbahn, der
Neubau der Egglibahn und des Eggli-
restaurants, das Facelifting der Restau-
rants, der massive Ausbau der techni-
schen Beschneigung, die Homogenisie-
rung der Landeigentümerentschädi-
gung, die Leistungsverträge der
Gemeinden, die Kapitalaufstockung,
die massive interne Umstrukturierung/
Verschlingung, der Verkauf der Berg-
und Talstation Rellerli, die neuen Büro-
räume, der Ausbau der Erlebniswelt so-
wie massive Kostenreduktionen. Es ist
unglaublich, aber all das wurde in den
vergangenen viereinhalb Jahren um-
gesetzt. Ich bin sehr dankbar, dass al-
les so konsequent realisiert wurde. Das
ist nicht immer so. Oft werden die gu-
ten Lösungen verwässert und dann
bleibt der Erfolg aus.

Wie wird die Sanierung im Alpenraum
wahrgenommen?

Im Alpenraum sieht man zwar, was
Gstaad erreicht hat, es ist nämlich zu-
rück auf der Landkarte der Skidestina-
tionen. Aber es wird nicht gross darü-
ber diskutiert. Bei den Berner Bergbah-
nen aber wird Gstaad mit grossem Re-
spekt angeschaut, weil die Marke
gestärkt wurde. Die Destination ist mit
den grossen Playern im Top-4- Abonne-
ment und hat demzufolge eine starke
Position.

«Die Bergbahnen sorgen sich um die Schneesicherheit.»

Hat die Sanierung von Gstaad Ihrer Firma
Grischconsulta mehr Aufträge beschert?

Nein, das kann ich so nicht sagen. Da
ich bei der BDG bis August als Wächter
der Sanierung im Verwaltungsrat sitze,
konnte ich bei den umliegenden Berg-
bahnen wegen Interessenskonflikten

keine Aufträge mehr annehmen – es
hat schöne Anfragen gegeben.

Hat sich Ihr Engagement bei den Bergbah-
nen Meiringen Hasliberg nie mit dem Auf-
trag in Gstaad gebissen?

Die Sanierung im Haslital war
2012/2013 abgeschlossen, der Auftrag
in Gstaad kam erst später. Zwar bin ich
mit dem Hauptaktionär noch immer
freundschaftlich verbunden, aber ein
Mandat habe ich dort nicht mehr.

Die Klimaerwärmung macht auch vor dem
Saanenland nicht halt. Was heisst das für
die Bergbahn?

Die Bergbahnen sorgen sich um die
Schneesicherheit. Wir hatten nämlich
den wärmsten Winter seit Messbeginn.
Für das Gstaader Skigebiet mit seiner
Höhenlage zwischen 1000 und 2000
Metern ist das eine grosse Herausfor-
derung.

Wie kann die BDG aktiv etwas gegen die
Klimaerwärmung tun?

Die BDG betreibt bereits ein Energie-
und ein Ressourcenmanagement. Wi-
dersprüchlich scheint, dass sie mit der
technischen Beschneigung für Schnee-
sicherheit sorgen muss, weil die Win-
tersaison nach wie vor die stärkste
Saison ist. Weil die ganze Region volks-
wirtschaftlich von den Bergbahnen ab-
hängt, müssen wir die Wintersaison
solange wie möglich aufrechterhalten.
Die BDG muss auch alternative Ange-
botsformen wie Winterwandern auf
den Bergen und zu den Aussichtspun-
ten sowie vor allem auch neue Angebo-
te für den Sommertourismus bereitstel-
len und mittelfristig neue Geschäftsfel-
der entwickeln.

Wo sehen Sie weitere Chancen?

Wir müssen viel mehr für Hundebesit-
zer und ihre Tiere machen. Die Chalet-
und Hotelgäste haben oft Hunde, die in
vielen Hotels und Restaurants erlaubt
sind, was in vielen Destinationen nicht
so ist. Man könnte spezielle Hunde-
loipen auf dem Berg machen ...

Welcher Spezialist wird Sie im Verwal-
tungsrat ersetzen?

Als ich vor sechs Jahren im Verwal-
tungsrat Einsitz genommen habe, wur-
de das vereinzelt nicht verstanden.
Weshalb braucht es einen fremden
«Fötzel» in diesem Gremium, war eine
Frage, die ich öfters gehört habe. Die
Vergangenheit hat gezeigt, dass es
ohne eine Aussenansicht und einen Ex-
perten nicht geht. Inzwischen ist es

ZUR PERSON



Der 64-jährige Roland Zegg wohnt
in Rüti (ZH). Er ist mit neun Ge-
schwistern in Samnaun in einer Un-
ternehmensfamilie aufgewachsen.
Er ist Vater von drei erwachsenen
Kindern. Das Studium als Maschi-
neningenieur absolvierte er an der
ETH in Zürich. Danach folgte eine
Doktorarbeit über die Schweizer
Saisonhotellerie. 1987 gründete er
die Firma Grischconsulta, die sich
auf Beratungen im Bereich Touris-
mus im deutschsprachigen Alpen-
raum spezialisiert hat. Grosse Pro-
jekte waren die Fusion der Zermatt
Bergbahnen AG, Engadiner Berg-
bahnen, Davos Klosters Bergbahnen
sowie Skiregion Adelboden-Lenk
und die Sanierung der Bergbahnen
Meiringen-Hasliberg AG. Bereits
1998/1999 wurde er von der Ge-
meinde unter dem damaligen Ge-
meindepräsidenten Leonz Blunshi
erstmals beauftragt, mit einer gros-
sen Arbeitsgruppe ein Regierungs-
programm für die Bergbahnen aus-
zuarbeiten. Es wurde aber nicht um-
gesetzt.

eine Selbstverständlichkeit, dass eine
Fachkompetenz Tourismus und/oder
Bergbahnen im Verwaltungsrat sein
muss. Das wird auch mit meiner Nach-
folge so sein.

Sie übergeben Ihre Firma Grischconsulta in
jüngere Hände und treten aus dem Verwal-
tungsrat der BDG aus. Und jetzt?

Nach 33 Jahren in der Experten-
und Beratungstätigkeit ziehe ich mich lang-
sam und konsequent zurück. Ich freue
mich auf die dritte Lebensphase, in der
ich mehr Zeit für meine Frau und Fa-
milie und für meine Hobbies, für mei-
nen Hund, die Natur oder die Oldti-
mer-Traktoren haben werde. Die
selbstbestimmte Zeit wird mir guttun.
Ich habe während der Selbständigkeit
nämlich gelernt, was «selbständig»
heisst: selbst und ständig.

*Die stille Sanierung ist ein landläufiger Aus-
druck für aussengerichtliche Sanierung.

achtgeben soll, die man selbst gemacht
hat!»

Die anderen verdrehten die Augen.
Im weiteren Gespräch stellte sich her-
aus, dass die Jugendlichen gerne die
Möbel, die sie selbst schreinerten, mit-
nehmen wollten, wenn sie eines Tages
Tres Soles verliessen. Ich wusste, dass
das die Wohngemeinschaft ziemlich
teuer zu stehen kommen würde, aber
ich wusste auch, dass es eine traurige
Geschichte war, ohne nichts oder
höchstens mit einer Plastiktüte voll al-
ter Kleider zu kommen und ein paar
Jahre später mit derselben Plastiktüte
wieder zu gehen. «Aufschreiben! Los,
aufschreiben!», drängte ich Manuel,
der immer noch nicht zu schreiben an-
gefangen hatte. Schliesslich schrieb er
kratzend und knirschend Ruths Satz an
die Wandtafel – und «achtgeben» mit
h. «Ohne h, Mon ... !» kreischte Ruth,
brach aber auf einen strengen Blick
Margaritas hin ab, die sie prompt mit

dem Satz zurechtwies: «Du solltest et-
was mehr denken, bevor du sprichst
und dich weniger schminken!»

«Das ist jetzt nicht das Thema. Wir
wollen unsere eigenen Möbel herstel-
len, damit wir um niemanden um etwas
bitten müssen», mischte sich Omar ver-
mittelnd ein. Als sämtliche Vorschläge
auf der Wandtafel notiert waren, wähl-
ten wir die für uns wichtigsten Punkte
aus und stellten folgenden Satz zusam-
men: «Wir schreinern unsere eigenen
Möbel, weil, wenn wir Tres Soles ver-
lassen, uns etwas gehören soll und wir
ausserdem auf unsere selbst gefertig-
ten Sachen mehr achtgeben wollen.»

Am Beispiel der Schreinerei lässt
sich gut erkennen, wie sich die Zielset-
zungen im Laufe der Zeit, je nach Ge-
neration und Umständen, verändern
können. Wir hatten schon in unserer
ersten Wohngemeinschaft in El Alto
eine kleine Schreinerei, in der zum ei-
nen Möbel für den allgemeinen Ge-

brauch von Hand hergestellt, zum an-
dern aber vor allem vorhandene Mö-
belstücke repariert wurden, denn die
Zerstörungswut dieser Jugendlichen,
die unmittelbar von der Strasse kamen,
war damals noch weit grösser. Nun wa-
ren wir im Besitz einiger Maschinen
und die Jugendlichen konnten sogar an
die Herstellung eigener Möbelstücke
denken. Die Bedienung der Maschinen
überwachte unser Verantwortlicher für
die Schreinerei strengstens und die
Maschinen, von denen bei falscher
Handhabung eine ernsthafte Gefahr
ausging, bediente er ausschliesslich
selbst. Schliesslich wollten wir in un-
serer Werkstatt keine professionellen
Schreiner ausbilden, sondern die Ziel-
setzungen waren rein erzieherischer
und therapeutischer Art. Der Verant-
wortliche unserer Schreinerei, der
schon mehrfach erwähnte Braulio,
selbst ehemaliges Mitglied von Tres So-
les, der sich letztendlich nicht für eine

Schauspielausbildung, sondern für eine
Schreinerlehre entschieden hatte,
bringt den Jugendlichen mit viel Ge-
schick das Schreinern bei. Er sammelt
Kataloge verschiedener, ausländischer
Möbelfabriken und jeder konnte sich so
zu einem Entwurf für seine eigenen
Möbel inspirieren lassen. Braulio ist
strikt gegen Einheitsmöbel. Das Resul-
tat sind Betten und Tische in allen For-
men und Farben, mit geschnitzten Ver-
zierungen und eingraviertem Namen
der stolzen Besitzer. Einige besonders
romantisch veranlagte Mädchen versa-
hen ihre Möbel mit einem Herz und
ihrem Namen, wobei sie für einen weite-
ren Namen im Herzzinneren Platz lies-
sen. Das führt natürlich besonders un-
ter den Jungen zu wilden Spekulationen
und Vermutungen. Es gab unter den
«Solesianern» auch einen geschäfts-
tüchtigen Schlaumeier, der meinte,
dass die Arbeit in der Schreinerei ei-
gentlich wie die Arbeit in der Näh- und

Kartenwerkstatt bezahlt werden muss-
te. «Aber eure Tische und Stühle wer-
den doch nicht verkauft, die macht ihr
doch für euch selbst!», protestierte ich.
«Ja, schon, aber die Möbel müssten ihr
doch auch kaufen, wenn wir sie nicht
machen würden ...»

«Falsch, wenn du dir keine eigenen
Möbel schreinerst, bekommst du von
uns aus unserem Bestand Möbel gelie-
hen. Wenn du eines Tages dann Tres So-
les verlässt, musst du sie zurückgeben.
Kapiert?»

STEFAN GURTNER

Stefan Gurtner ist im Saanenland aufgewach-
sen und lebt seit 1987 in Bolivien in Südameri-
ka, wo er mit Strassenkindern arbeitet. In loser
Folge schreibt er im «Anzeiger von Saanen»
über das Leben mit den Jugendlichen. Wer
mehr über seine Arbeit erfahren oder diese fi-
nanziell unterstützen möchte, kann sich beim
Verein Tres Soles, Walter Köhli, Seeblickstrasse
29, 9037 Speicherschwendi, E-Mail: walterko-
ehli@bluewin.ch erkundigen. Spenden: Tres So-
les, 1660 Château-d'Oex, Kto.-Nr. 17-16727-4.
www.tres-soles.de